

Hermann Bahr hat sich entschlossen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Dieses „Selbstbildnis“ wird vielleicht sein schönstes Buch, jedenfalls einer der merkwürdigsten Lebensberichte, die wir Deutschen haben. Das Buch wird etwa zum 60. Geburtstag Bahrs (also im Juni) herauskommen. Das „T.-B.“ darf mit Bahrs und S. Fischers Willen schon jetzt Einiges daraus bringen.

Mein Vater war höflich von meinen Abenteuern verständigt worden und las zwischen den Zeilen, daß meine Gegenwart in Graz unerwünscht zu sein begann. Er kränkte sich darüber so, daß er mich gar nicht sehen wollte, sondern mir ein Zimmer in Steinkoglanwies, einem damals noch recht stillen Wirtshaus an der Traun, zwischen Ischl und Ebensee. Er hoffe zu Gott, schrieb er mir, ich würde dort in der Waldeinsamkeit aus meinen wüsten Träumen erwachen und mich wieder auf mein besseres Selbst besinnen lernen. Er konnte nicht wissen, daß kaum eine Stunde davon, in Rinbach am Traunsee drüben, mein lieber Couleurbruder Edmund Lang hauste, bei seinem Schwager Köchert über Sommer zu Gast. Drei kleine Mädchen, wie Märchen schön, tollten uns Haus, ein mächtiger, gelassener Bernhardiner war gleich mein Freund, abseits aber stand, blaß und schmal, in sich verloren, schweigsam, ein unscheinbarer junger Mensch. Erst allmählich verriet er, daß er auch reden konnte. Wir redeten dann zuweilen die halbe Nacht durch, bis uns der Hausherr auseinander trieb. Es war Hugo Wolf.

Wir kannten einander dem Namen nach; und Wagnerianer bildeten ja damals sozusagen eine Nation. Mit seiner Entlassung, seiner Verweisung aus dem Konservatorium war mir der Beweis seiner Künstlerschaft erbracht, war für mich seine Begabung entschieden, ihm aber wieder verbürgte schon meine Wut auf Brahms, es an mir mit einem anständigen Kerl zu tun zu haben; Jugend sieht das Leben in so herrlichen Vereinfachungen! Dazu kam noch: er war gestrandet, ich war es auch, er outcast wie ich, so blieb uns beiden gegen das Urteil der Welt nur die Berufung auf den eigenen Stolz, auf das sichere Gefühl des inneren Werts in unserer Brust und jeder von uns war darum auch dem anderen gegenüber von vornherein bereit, eigentlich schon den bloßen Mut zu solcher Berufung allein für ein vollgültiges Zeugnis dieses Werts zu nehmen. Auch hatten wir den Ton einer hochmütig absprechenden, nichts verschonenden, weltverachtenden Ironie gemein, die sich bei mir in zynischen Bummelwitzen entlud, während er dann zu meinem größten Spaß, wenn ich ihm das Hölzl warf, über die Gemeinheit des bürgerlichen Daseins in ein solches Rasen geraten konnte, daß die Schiffer auf dem See draußen unruhig wurden, so gräßlich klang sein Toben durch die blaue Stille hin. Nur ganz reine Menschen sind einer solchen unpersönlichen Wut fähig, einer Wut sozusagen in abstracto, die gar nicht irgendeinem besonderen Falle gilt, sondern von ihm aus immer gleich zur Empörung gegen das Dasein des

Bösen, Falschen, Häßlichen überhaupt, dagegen daß es Böses, Falsches, Häßliches überhaupt geben kann, im Grunde gegen den Sündenfall selber wird. Auch verlosch für sein Gefühl jeder Unterschied des Sittlichen vom Künstlerischen: über einen falschen Ton war er moralisch entrüstet, ein schlechtes Buch galt ihm als eine böse Tat und einen schiefen Vergleich, gar einen leeren Vers empfand er als persönliche Beleidigung. Wir lagen oft, an solchen Tagen, wo der Sommer mit seiner Liebesüberfülle den bangen Menschen fast erdrückt, lebensschwül im Gras, ich ganz nur der Seligkeit, auf der Welt zu sein, der Seligkeit des Sonnenscheins, der Seligkeit des Seewinds hingegeben, er, immer ein heißhungeriger Leser, in irgendeinem Buch blätternd, das aber dann plötzlich in einem grimmigen Bogen durch die Luft flog, während er in Verwünschungen ausbrach: „Hund, vermaledeiter Schuft, geborener Ziegelschupfer, aber nein! Dichten muß der Mistfink, diichten!“ Und wehe, wenn er derlei Verse nun gar zu rezitieren begann, der Hohn seiner meckernden Stimme war dann von einer vernichtenden Infamie, man hörte, daß er um Rache schrie, Rache für einen blutigen Schimpf, Rache für die Schändung seiner inneren Welt! Er schien dichterisch fast noch empfindlicher als in seiner eigenen Kunst, und ich frage mich heute noch zuweilen, ob sein Urerlebnis. Daher auch sein Sinn für Kleist, bei dem ja wieder umgekehrt das Wort Musik aufzutauchen scheint, ja zuweilen selber noch von überwogender Musik schäumt. Ich hörte damals die Penthesilea zum erstenmal, Wolf trug sie stets bei sich, sie war sein Brevier, er las uns immer wieder daraus vor, oft mitten in irgendeiner spräch hinein, und einer plötzlichen Aufwallung von Freude, tiefer Dankbarkeit und Andacht oder auch um uns etwas Liebes zu erweisen, wie Kinderhand stolz ist, Blumen bringen zu dürfen. Vom Abglanz reinsten inneren Glückes begann, indem er las, sein durchscheinendes Antlitz zu leuchten, seine Hände zitterten und im Übermut der Erregung sprang er dann auf einmal davon, sich Luft machend in Lauten einer seltsamen Mischung von Knirschen, Zischeln und Wiehern. Einen Augenblick später kam er verwandelt zurück, auf der reinen Stirne den bangen Ernst eines zum erstenmal von Ahnungen erschauenden Knaben, arglos zuhörend oder zufräulich erzählend, so froh, sich geborgen zu fühlen. Mir fiel damals schon auf, wie geheimnisvoll er oft dem Kapellmeister Kreisler Extrem zum andern“ war auch er ein Virtuos, auch er kannte diese verdammte Sorte von Humor, die einem den Atem versetzt“, dem schalkisch scheinenden Humor, von dem mancher sich oft verwundet fühlt und der doch aus dem treuesten herrlichsten Gemüt kommt“, auch er hatte die „höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältnisse, den Trotz gegen alle üblichen Formen, die Auflehnung gegen alles, was durch die richtige Ansicht des wirklichen

Lebens bedingt und als unsere Zufriedenheit begründend anerkannt wird“. Eben in der erbitterten Verachtung aller dieser vom Bürgertum beschlossenen „richtigen Ansichten“ fanden wir uns, wir wollten ja gar nicht „unsere Zufriedenheit begründen“, wir wiesen sie zurück, aus eben dem Motiv Kreislers, das seine Prinzessin ausspricht: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf!“ In dieser quälenden Sehnsucht nach einem „höheren Leben“, das zu berühren wir erst aus der öden Enge satter Zufriedenheit ausbrechen zu müssen meinten, wurzelt auch Hugo Wolfs ungestüme Formwille, seine höchste Kraft. Nach Jahren, mitten in der Arbeit am „Corregidor“, schrieb er einmal: „Alles drängt mächtig nach außen und verlangt nach Bildung und Gestaltung.“ Dämonisch überflutend, blieb er dennoch immer seiner ordnenden, bindenden, formenden Macht gewiß. Ein Heldenleben war's in seinem rastlosen Ringen, die dunklen Gewalten ins Licht, ungestalt Nächtiges an den Tag, Dunst und Flucht und Spuk zur klaren, in gesicherten Grenzen ruhenden Erscheinung zu bringen. „Nah ist und schwer zu fassen der Gott“, in diesen Worten Hölderlins steht das Schicksal des deutschen Künstlers. In unserer Zeit hat keiner Gottes unfassliche Nähe dennoch zu fassen, einzufassen in Gestalt, mit so glühender Inbrunst ersehnt, keiner das Geheimnis der Form andächtiger umworben, kein deutscher Künstler nach einem Blick ins Auge Gottes so flehentlich gelehzt wie Hugo Wolf.

---

THEODOR LESSING

KAMERAD LEVI

Auf dieses Meisterstück deutscher Erzählungskunst seien die Leser des „T.-B.“ ganz besonders hingewiesen.

Als der große europäische Krieg ausbrach, war Siegfried Levi, der 26 Jahre alte Sproß eines Althändlers in Hannover, zu mehreren Militärärzten gegangen, um seine Kriegsuntauglichkeit sich bestätigen zu lassen; da aber diese gegen sein Erwarten erklärten, daß sein Körper vollkommen gesund und schwerlich Aussicht vorhanden sei, daß man bei der Einziehung der ungedienten Ersatzreserven ihn übergehen oder entlassen werde, so hatte Levi sogleich die Überzeugung gewonnen, daß eine sofortige Meldung als Kriegsfreiwilliger seine Stellung im Heere günstiger beeinflussen werde, als wenn er erst abwarte, bis man ihn pflichtmäßig zum Kriegsdienste heranzog; wobei er ohnehin noch eine lange bange Wartezeit vor sich gehabt hätte. Nur durch eine List war es ihm schließlich gelungen, als Kriegsfreiwilliger mitgenommen zu werden, denn als nach zahllosen vergeblichen Bewerbungen ihm der Bescheid wurde, daß die 1. Kompagnie des ersten Ersatzbataillons zum Linieninfanterieregiment 124 noch fünfzig Freiwillige einstellen werde, da fand Levi, obwohl er zwei Stunden früher als zur festgesetzten Stunde im Hofe der Regimentskaserne erschienen war,